

Erich Maria Remarque

# **DAS GELOBTE LAND**

Roman

Kiepenheuer & Witsch

1. Auflage 2010

Copyright © 2010, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln  
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche  
Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer  
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Philipp Starke, Hamburg

Umschlagmotiv: © Museo Thyssen-Bornemisza, Madrid

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-462-04266-5

## INHALT

Das gelobte Land .....	9
Ausgewählte Notizen zu Das gelobte Land ..	415
Nachwort .....	423



# I

Ich sah die Stadt drei Wochen lang vor mir, als läge sie auf einem fremden Planeten. Sie war nur wenige Kilometer entfernt, getrennt durch einen schmalen Meeresarm, den ich fast hätte durchschwimmen können; aber dennoch war sie für mich so unerreichbar, als wäre sie von einer Armee von Panzern umringt. Sie war geschützt durch die stärksten Bastionen, die das zwanzigste Jahrhundert kennt: Mauern aus Papier, Passvorschriften und den unmenschlichen Gesetzen einer gleichgültigen Bürokratie. Ich war auf der Insel Ellis Island, es war Sommer 1944, und vor mir lag die Stadt New York.

Ellis Island war das mildeste Internierungslager, das ich je gekannt hatte. Man wurde weder geschlagen und gefoltert, noch vergast oder zu Tode gearbeitet. Es gab sogar gute Nahrung, die nichts kostete, und Betten, in denen man schlafen durfte. Zwar waren überall Wachen da, aber sie waren fast freundlich. In Ellis Island wurden die Einwanderer nach Amerika zurückgehalten, deren Papiere verdächtig oder nicht in Ordnung waren. Es genügte nämlich in Amerika nicht, das gültige Einreisevisum eines amerikanischen Konsulates in Europa zu besitzen, – vor der Einreise musste es außerdem noch einmal von der Emigrantenbehörde in New York geprüft und bestätigt werden. Erst dann wurde man zugelassen, oder, wenn man als unerwünscht erklärt worden war, mit dem nächsten Schiff zurückgeschickt. Das Zurückschicken war allerdings jetzt längst nicht mehr so einfach wie früher. In Europa war Krieg, und Amerika war im Krieg, die deutschen Unterseeboote jagten im

Atlantik, und es gingen nur noch selten Passagierschiffe nach europäischen Häfen. Für die Emigranten, die zurückgewiesen wurden, hätte es ein kleines Glück sein können, – sie, die ihr Leben seit Jahren nur nach Tagen und Wochen zählten, hätten so hoffen dürfen, etwas länger in Ellis Island bleiben zu können, – aber es gab bereits zu viele Gerüchte anderer Art, um das als Trost zu empfinden, – Gerüchte von Phantomschiffen, voll mit verzweifelten Juden, die seit Monaten auf dem Ozean kreuzten und denen überall, wo sie anlegen wollten, die Einreise verweigert wurde. Manche der Einwanderer hatten vor Kuba und den südamerikanischen Häfen selbst die Reihen der schreienden und verzweifelten Gesichter gesehen, die um Erbarmen flehten und sich an den Relings der verwehrten Schiffe vor den verschlossenen Häfen drängten, – trostlose moderne »Fliegende Holländer«, auf der Flucht vor Unterseebooten und menschlicher Hartherzigkeit, Frachten von lebenden Toten und verdammten Seelen, deren einziges Verbrechen es war, Menschen zu sein und leben zu wollen.

Es gab die übliche Zahl von Nervenzusammenbrüchen. Sie waren sonderbarerweise sogar häufiger in Ellis Island als in den französischen Internierungslagern, wenn die deutschen Truppen und die Gestapo nur noch wenige Kilometer entfernt gewesen waren. Das hing wahrscheinlich mit der Anpassung durch die akute Todesgefahr in Frankreich zusammen. Sie war so groß, dass sie Zusammenbrüche verhinderte, während hier die Erschöpfung durch die so nahe Rettung, die plötzlich wieder in Frage gestellt wurde, sie eher verstärkte. Es gab allerdings hier keine Selbstmorde wie in Frankreich; dazu war die Hoffnung, obschon sie mit Verzweiflung durchsetzt war, doch noch zu groß. Zu einem Nervenzusammenbruch dagegen konnte selbst schon die Vernehmung durch einen harmlosen Inspektor führen, – das Misstrauen und die Wachsamkeit der Fluchtjahre zerbrachen dann plötzlich für einen Augenblick, und das sofort einsetzende Gegen-Misstrauen wurde zur Panik, einen Fehler gemacht zu haben. Wie immer gab es mehr Zusammenbrüche bei Männern als bei Frauen.

Die Stadt, die so nahe vor einem lag und so unerreichbar war, wurde zu einer Tortur, – sie quälte, lockte, höhnte, versprach und hielt nichts. Manchmal war sie nur ein nebelhaftes Monstrum, von Wolkenfetzen umflogen und vom Lärm der Schiffe umschrien wie von einer Horde stählerner Ichthyosaurier, – dann, spätnachts, verwandelte sie sich in eine abweisende weiße Mondlandschaft, mit hunderten von Türmen, ein lautloses, gespenstisches Babel, – abends jedoch, im Sturm der künstlichen Lichter, wurde sie zu einem glitzernden Teppich, der zwischen den Horizonten hing, fremdartig und bestürzend nach den dunklen Kriegs Nächten Europas, – dann standen in den Schlaftsälen Flüchtlinge oft auf, geweckt durch das Schluchzen, Röcheln und die Schreie der Schlafenden, die noch im Traum von Gestapo, Gendarmen und SS-Mördern gejagt wurden, und sammelten sich in kleinen, dunklen Gruppen an den Fenstern, murmelnd oder schweigend, und starrten mit brennenden Augen hinüber zu dem zuckenden Lichtpanorama des Gelobten Landes Amerika, in einer Brüderlichkeit und Gemeinsamkeit des Empfindens, wie sie nur das Elend kennt, – das Glück nie.

Ich besaß einen deutschen Pass, der noch für vier Monate gültig war. Er lautete auf den Namen Ludwig Sommer und war fast echt. Ich hatte ihn von einem Freunde geerbt, der vor zwei Jahren in Bordeaux gestorben war; da die Größe, die Haar- und die Augenfarbe stimmten, hatte der ehemalige Mathematikprofessor und Passfälscher Bauer in Marseille mir geraten, den Pass nicht auf meinen Namen umzuändern. Es gab zwar ausgezeichnete Lithografen unter den Emigranten, die schon manchem Flüchtling ohne Papiere wieder zu einem brauchbaren Ausweis verholfen hatten; trotzdem aber folgte ich Bauers Rat und verzichtete auf meinen eigenen Namen, von dem ohnehin so gut wie nichts mehr zu verwenden war. Im Gegenteil, er stand bereits auf den Listen der Gestapo, und es war höchste Zeit, dass er verschwand. So war mein Pass beinahe echt, nur ich und das Foto waren falsch. Der Fachmann Bauer erklärte mir die Vorzüge: ein stark veränderter Pass konnte, so gut er auch gemacht

war, nur flüchtigen Kontrollen widerstehen, – in jedem besseren Polizeilaboratorium musste er sein Geheimnis preisgeben, und Gefängnis, Ausweisung oder Schlimmeres waren mir dann sicher. Ein echter Pass dagegen, mit falschem Inhaber, war schon viel zeitraubender zu prüfen; man musste bei der Behörde, die ihn ausgestellt hatte, zurückfragen, – das war aber seit dem Krieg unmöglich. Alle Verbindungen mit Deutschland waren abgebrochen. Seitdem rieten die Experten allgemein, lieber die Identität zu wechseln; Stempel waren leichter zu kopieren als Namen. Der einzige Unterschied in meinem Pass war die Religion. Sommer war Jude gewesen; ich war es nicht. Bauer fand das unwesentlich.

»Wenn die Deutschen Sie erwischen, werfen Sie den Pass weg«, erklärte er. »Da Sie nicht beschnitten sind, kommen Sie vielleicht mit einer Ausrede durch und werden nicht vergast, – andererseits kann es Ihnen auf der Flucht wiederum nützlich sein, als Jude zu gelten. Ihre Unkenntnis der Gebräuche können Sie damit begründen, dass Sie und Ihr Vater bereits Freidenker waren.«

Bauer wurde drei Monate später gefangen. Robert Hirsch, mit den Papieren eines spanischen Konsuls, versuchte, ihn aus dem Gefängnis herauszuholen. Er kam zu spät. Bauer war am Abend vorher nach Deutschland abtransportiert worden.

Ich traf in Ellis Island zwei Emigranten, die ich von früher flüchtig kannte. Wir waren uns ab und zu auf den Etappen der Via Dolorosa begegnet. Die Via Dolorosa war die Route der Flüchtlinge vor dem Hitlerregime. Sie lief von Holland, Belgien und Nordfrankreich nach Paris; dort teilte sie sich. Eine Richtung ging über Lyon an die Küste des Mittelmeers; die andere über Bordeaux, Marseille, die Pyrenäen nach Spanien, Portugal und zum Hafen von Lissabon. Sie hatte ihren Namen von den Emigranten erhalten, die von Deutschland her über sie flüchteten. Sie flohen nicht nur vor der Gestapo Hitlers, – sie mussten sich auch vor den Gendarmen der Länder verstecken, in die sie flohen. Die meisten hatten keine gültigen Ausweise und auch keine

Visa. Wenn die Gendarmen sie erwischten, wurden sie eingesperrt, zu Gefängnis verurteilt und ausgewiesen. Viele Länder waren allerdings menschlich genug, sie wenigstens nicht über die deutsche Grenze abzuschieben; dort wären sie in den Konzentrationslagern umgekommen. Da nur wenige Flüchtlinge gültige Pässe hatten mitnehmen können, waren viele fast pausenlos auf der Flucht. Sie konnten ohne Papiere auch nirgendwo legal arbeiten. Die meisten waren hungrig, elend und einsam; deshalb nannten sie die Straße ihrer Wanderungen die Via Dolorosa. Ihre Stationen waren die Postämter in den Städten und die weißen Mauern an den Straßen. Auf den Postämtern versuchten sie postlagernde Nachrichten von Angehörigen und Freunden zu finden; die Mauern und Häuser an den Chausseen wurden ihre Zeitungen. In Kreide und Kohle fand man dort die Aufzeichnungen der Verlorenen, die sich gegenseitig suchten, Warnungen, Hinweise, Schreie ins Leere, in einer Periode der Gleichgültigkeit, der bald die Epoche der Unmenschlichkeit folgen sollte: der Krieg, in dem die Gestapo und die Gendarmen oft gemeinsame Sache machten.

Ich hatte einen der beiden Emigranten in Ellis Island damals an der Schweizer Grenze getroffen, wo uns Zollbeamte in einer Nacht viermal nach Frankreich hinüberschoben. Dort wurden wir von den französischen Grenzbeamten wieder zurückgehetzt. Es war sehr kalt, und schließlich gelang es Rabinowitz und mir, die Schweizer zu überreden, uns ins Gefängnis zu stecken. Schweizer Gefängnisse waren geheizt; sie galten als Paradiese, und wir hätten gern den ganzen Winter dort verbracht, aber die Schweizer waren praktisch. Sie schoben uns bald darauf über das Tessin nach Italien ab, wo wir uns trennten. Die beiden Emigranten hatten Verwandte in Amerika, die für ihren Unterhalt garantierten. Sie wurden deshalb nach wenigen Tagen aus Ellis Island entlassen. Beim Abschied versprach Rabinowitz mir, nach Bekannten der Via Dolorosa in New York zu forschen. Ich erwartete davon nichts. Es war das übliche Versprechen, das beim ersten Schritt in die Freiheit vergessen wurde.

Ich fühlte mich nicht unglücklich. Ich hatte einige Jahre vorher in einem Museum in Brüssel gelernt, stundenlang stillsitzen zu können, ohne in Panik zu geraten. Ich konnte mich damals in einen Zustand künstlicher Gedankenlosigkeit versetzen, der fast etwas mit Autosuggestion zu tun hatte. Dadurch geriet ich in ein mattes Außermirsein, das langes, gespanntes Warten erträglicher machte, weil es mich, in einer sonderbar schizophrener Illusion, zum Schluss tatsächlich nicht mehr selbst zu betreffen schien. Ich wurde so nicht erdrückt von der Einsamkeit einer sehr kleinen Kammer ohne Licht, in der ich einige Monate lang versteckt war. Der Direktor des Museums hatte mich dort untergebracht, als Brüssel nach Emigranten von der Gestapo durchkämmt wurde. Ich sah ihn nur abends und morgens einen Augenblick; dann brachte er mir etwas zu essen, und abends, wenn das Museum geschlossen wurde, ließ er mich hinaus. Tagsüber war der Raum verriegelt; nur der Direktor hatte den Schlüssel. Ich musste natürlich Husten, Niesen und jede laute Bewegung unterdrücken, wenn jemand im Korridor vorüberkam. Das war einfach, aber der nervöse Reiz der Angst hätte anfangs leicht zu ratloser Panik werden können, wenn einmal wirklich Gefahr gedroht hätte. Ich ging deshalb weiter, als notwendig war, um so gewissermaßen eine geistige Schock-Reserve zu haben, und begann für einige Zeit, meine Uhr zu ignorieren, sodass ich manchmal nicht mehr immer wusste, ob es Tag oder Nacht war, besonders an Sonntagen, wenn der Direktor nicht ins Museum kam; – doch das musste ich bald aufgeben. Ich geriet dadurch zu sehr aus dem Rest meines Gleichgewichtes und zu nahe in die Sümpfe der Selbstaufgabe. Ich war ohnehin nie weit davon entfernt. Was mich rettete, war die Hoffnung auf Rache, – nicht der Glaube an das Leben.

Eine Woche später sprach mich ein hagerer, kadaverhafter Mann an. Er trug eine Aktentasche aus grünem Krokodilleder und sah aus wie einer der Rechtsanwälte, die wie Krähen den großen Tagessaal durchflatterten.

»Sind Sie Ludwig Sommer?«

Ich sah den Mann misstrauisch an. Er hatte Deutsch gesprochen. »Warum?«, fragte ich.

»Wissen Sie nicht, ob Sie Ludwig Sommer sind oder nicht?« Der Mann stieß ein krächzendes Gelächter aus. Er hatte ungewöhnlich weiße, große Zähne in einem zerknitterten, grauen Gesicht.

Ich hatte inzwischen überlegt, dass an meinem Namen nichts zu verheimlichen war. »Das weiß ich schon«, erwiderte ich, »aber warum wollen Sie es wissen?«

Der Mann blinkte ein paar Mal wie eine Eule. »Ich komme im Auftrag von Robert Hirsch«, erklärte er schließlich.

Ich blickte überrascht auf. »Von Hirsch? Robert Hirsch?«

Der Mann nickte. »Von wem sonst?«

»Robert Hirsch ist tot«, sagte ich.

Der Mann sah mich verblüfft an. »Robert Hirsch ist in New York«, sagte er dann. »Ich habe vor zwei Stunden noch mit ihm gesprochen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das ist unmöglich. Es muss jemand anders sein. Robert Hirsch ist in Marseille erschossen worden.«

»Unsinn! Hirsch hat mich hierher geschickt, um Ihnen zu helfen, herauszukommen.«

Ich glaubte ihm nicht. Ich vermutete eine Falle der Inspektoren. »Woher weiß er denn, dass ich hier bin?«, fragte ich.

»Jemand, der Rabinowitz heißt, hat ihn angerufen und ihm gesagt, dass Sie hier sind.« Der Mann zog eine Karte aus der Tasche. »Ich bin Levin von Levin und Watson. Rechtsanwälte. Genügt Ihnen das endlich? Sie sind verdammt misstrauisch. Warum? Haben Sie so viel zu verbergen?«

Ich atmete tief auf. Ich glaubte ihm jetzt. »In ganz Marseille hieß es, Robert Hirsch sei von der Gestapo erschossen worden«, sagte ich.

»Marseille!«, erwiderte Levin verächtlich. »Wir sind hier in Amerika!«

»Sind wir?« Ich blickte in den Saal mit den vergitterten Fenstern und den Emigranten. Levin stieß wieder sein krächzendes

Gelächter aus. »Na, noch nicht ganz. Wie ich sehe, haben Sie Ihren Humor noch nicht verloren. Herr Hirsch hat uns bereits einige Auskünfte über Sie gegeben. Sie waren zusammen in einem Internierungslager in Frankreich? Stimmt das?«

Ich nickte. Ich war immer noch wie benommen. Robert Hirsch lebte, dachte ich! Und er war in New York!

»Stimmt's?«, fragte Levin ungeduldig.

Ich nickte wieder. Es stimmte nur halb; Hirsch war nur eine Stunde im Lager gewesen. Er war als SS-Offizier verkleidet dorthin gekommen und hatte von dem französischen Kommandanten die Auslieferung von zwei politischen deutschen Emigranten verlangt, die von der Gestapo gesucht wurden. Dabei hatte er mich erkannt; er hatte nicht gewusst, dass ich im Lager war. Ohne eine Miene zu verziehen, forderte er auch meine Auslieferung. Der Kommandant, ein ängstlicher Reservemajor, dem alles längst zuwider war, hatte nur darauf bestanden, eine formelle schriftliche Bestätigung zu erhalten. Hirsch gab sie ihm; er hatte immer falsche und echte Blankopapiere bei sich. Dann salutierte er mit dem Hitlergruß, packte uns in sein Auto und brauste ab. Die beiden Politiker wurden ein Jahr später wieder gefasst; sie gingen in eine Gestapofalle in Bordeaux.

»Ja, das stimmt«, sagte ich. »Kann ich das Material sehen, das Hirsch Ihnen gegeben hat?«

Levin zögerte einen Augenblick. »Ja, natürlich. Warum?«

Ich antwortete nicht. Ich wollte feststellen, ob das, was Robert erklärt hatte, mit dem übereinstimmte, was ich den Inspektoren angegeben hatte. Ich las das Schriftstück aufmerksam durch und gab es zurück.

»Stimmt's?«, fragte Levin noch einmal.

»Ja«, sagte ich und blickte mich um. Alles um mich herum schien sich plötzlich verändert zu haben. Ich war nicht mehr allein. Robert Hirsch lebte. Eine Stimme hatte zu mir herübergerufen, von der ich geglaubt hatte, sie sei für immer verstummt gewesen. Alles war anders geworden. Nichts war verloren.

»Wie viel Geld haben Sie?«, fragte der Anwalt.

»Hundertfünfzig Dollar«, erwiderte ich vorsichtig.

Levin wiegte seinen kahlen Schädel. »Etwas wenig, – selbst für ein kurzes Visitorvisum, um nach Mexico oder Kanada weiterzureisen. Aber das lässt sich noch regeln. Verstehen Sie nicht?«

»Nein. Was soll ich in Mexico oder Kanada?«

Levin zeigte wieder seine Pferde Zähne. »Nichts, Herr Sommer. Hauptsache ist, Sie erst einmal nach New York hereinzubekommen. Ein Durchreisevisum für kurze Zeit ist da am leichtesten zu beantragen. Wenn Sie dann erst im Lande sind, können Sie krank werden. Reiseunfähig. Und man kann weitere Anträge stellen. Die Situation kann sich ändern. Den Fuß in der Türe zu haben, das ist zunächst das Wichtigste! Verstehen Sie mich jetzt?«

»Ja.«

Eine laut weinende Frau ging vorüber. Levin zog eine schwarze Hornbrille aus der Tasche und sah ihr nach. »Es muss kein Spaß sein, hier zu hocken«, sagte er.

Ich hob die Schultern. »Es könnte schlimmer sein.«

»Schlimmer? Wieso?«

»Viel schlimmer«, sagte ich. »Man könnte hier sein und Magenkrebs haben. Oder Ellis Island könnte in Deutschland liegen, und man könnte Ihren Vater an den Boden nageln, um von Ihnen Geständnisse zu erpressen.«

Levin starrte mich an. »Sie haben eine verdammt makabre Fantasie«, sagte er dann.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte ich, »nur verdammt makabre Erfahrungen.«

Der Anwalt zog ein sehr großes buntes Taschentuch hervor und schnäuzte sich wie eine Trompete. Dann faltete er das Taschentuch sorgfältig wieder zusammen und steckte es ein. »Wie alt sind Sie?«

»Zweiunddreißig Jahre.«

»Und wie lange sind Sie auf der Flucht?«

»Seit fast fünf Jahren.«

Es stimmte nicht. Ich war schon länger unterwegs; aber Ludwig Sommer, dessen Pass ich hatte, erst seit 1939.

»Jude?«

Ich nickte.

»Sie sehen nicht gerade jüdisch aus«, erklärte Levin.

»Das mag sein. Aber finden Sie, dass Hitler, Goebbels, Himmler und Heß besonders arisch aussehen?«

Levin stieß wieder sein krächzendes Lachen aus. »Nein, wahrhaftig nicht! Ist ja auch egal. Warum sollten Sie sich als Jude ausgeben, wenn Sie keiner sind? Besonders heute! Stimmt's?«

»Mag sein.«

»Waren Sie in einem deutschen Konzentrationslager?«

»Ja«, sagte ich widerwillig. »Vier Monate.«

»Haben Sie Papiere darüber?«, fragte Levin mit einer Art von Gier.

»Es gab keine Papiere. Ich wurde entlassen und bin später geflohen.«

»Schade! Wir hätten sie jetzt gut gebrauchen können.«

Ich sah Levin an. Ich verstand ihn; aber es widerstrebte mir, so glatt ein Geschäft daraus zu machen. Es war zu scheußlich dafür gewesen. So scheußlich, dass ich mir selbst Mühe gab, es zu versenken. Nicht zu vergessen; es nur auszutilgen in mir, solange ich es nicht benutzen konnte. Nicht hier in Ellis Island, – in Deutschland.

Levin öffnete seine Aktentasche und holte einige Blätter heraus: »Ich habe hier noch das, was Herr Hirsch mir an Zeugnissen und Erklärungen von Leuten, die Sie kennen, mitgegeben hat. Alles bereits vom Notar bestätigt. Von meinem Partner Watson, der Bequemlichkeit halber. Wollen Sie das auch noch sehen?«

Ich schüttelte den Kopf. Ich kannte diese Aussagen von Paris her. Robert Hirsch war ein Meister darin. Ich wollte sie jetzt nicht sehen. Mir schien merkwürdigerweise, als sollte ich, bei all dem Glück dieses Tages, etwas der Chance überlassen. Emigranten hätten mich sofort verstanden. Wer immer gegen Chancen von hundert zu eins zu kämpfen hat, will dem Glück gerade deshalb eine Gelegenheit geben. Es wäre unsinnig gewesen, das Levin klarmachen zu wollen.

Der Anwalt steckte die Papiere befriedigt zurück. »Jetzt müs-

sen wir noch jemand finden, der für die Zeit Ihres Aufenthaltes in Amerika dafür garantiert, dass Sie dem Staat nicht zur Last fallen. Kennen Sie jemand hier?«

»Nein.«

»Aber Robert Hirsch kennt vielleicht jemand?«

»Das weiß ich nicht.«

»Er wird schon jemand finden«, sagte Levin mit sonderbarer Zuversicht. »Er ist sehr tüchtig in solchen Dingen. Wo werden Sie in New York wohnen? Herr Hirsch schlägt das Hotel Rausch vor. Er hat früher auch da gewohnt.«

Ich schwieg einen Moment. »Herr Levin«, sagte ich dann, »wollen Sie damit sagen, dass ich wirklich hier herauskomme?«

»Warum nicht? Deshalb bin ich ja hier.«

»Sie glauben das tatsächlich?«

»Natürlich. Sie nicht?«

Ich schloss einen Moment die Augen. »Ja«, sagte ich dann. »Ich auch.«

»Na also. Nie die Hoffnung aufgeben! Oder ist das bei Emigranten anders?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Na, sehen Sie! Nie die Hoffnung verlieren, – ein altes, gutes amerikanisches Prinzip! Verstehen Sie?«

Ich nickte. Ich hatte keine Lust, diesem ahnungslosen Sohn des legalen Rechtes zu erklären, wie zerstörerisch Hoffnung sein konnte. Sie konnte die Widerstandskraft eines geschwächten Herzens fressen, wie verfehlte Schläge die Reserven eines Boxers, der am Verlieren ist. Ich hatte mehr Leute an getäuschter Hoffnung eingehen sehen, als an igelhaft zusammengerollter Resignation, die alles auf bloßes Überleben konzentrierte und deshalb keinen Platz mehr hatte für irgendetwas anderes.

Levin schloss seine Aktentasche. »Ich deponiere diese Sachen jetzt bei den Inspektoren. In einigen Tagen komme ich wieder. Kopf hoch! Es wird schon klappen.« Er schnupperte umher. »Wie das hier riecht! Wie in einem schlecht desinfizierten Krankenhaus.«

»Es riecht nach Armut, Behörde und Verzweiflung«, sagte ich.

Levin setzte seine Brille ab und rieb sich die Augen. »Verzweiflung«, fragte er ironisch, »kann die auch riechen?«

»Sie sind ein glücklicher Mensch, wenn Sie das nicht wissen«, erwiderte ich.

»Na, na, – Sie fangen mit dem Glücksbegriff reichlich tief an.«

Ich antwortete nicht; es hatte keinen Zweck, ihm klarzumachen, dass man damit gar nicht tief genug anfangen konnte und dass das Geheimnis des Überlebens sogar darin bestand. Levin reichte mir eine knochige, große Hand. Ich wollte ihn fragen, was das Ganze kosten würde, aber ich schwieg. Man konnte leicht zu viel fragen und dadurch alles zerstören. Hirsch hatte Levin geschickt, das war genug.

Ich stand auf und blickte dem Anwalt nach. Ich glaubte seinen Versicherungen, alles würde schon klappen, noch nicht. Ich hatte zu viel Erfahrung darin und war schon oft hereingefallen. Aber trotzdem spürte ich eine Erregung in mir aufsteigen, die rasch stärker wurde und die ich nicht meistern konnte. Es war nicht allein der Gedanke, dass Robert Hirsch in New York war und noch lebte, – es war noch etwas anderes, – das, wogegen ich mich noch vor wenigen Minuten gewehrt und das ich mit der Arroganz des Unglücks von mir gewiesen hatte: eine verzweifelte Hoffnung. Sie war plötzlich lautlos da, aufgesprungen in diesem Augenblick, eine verdrehte, ungerechtfertigte, wilde Hoffnung, eine anonyme Hoffnung, ohne Ziel beinahe, nur mit dem einen nach einer nebelhaften Freiheit; – aber einer Freiheit wofür? Wohin? Wozu? Ich wusste es nicht. Es war eine Hoffnung ohne Namen, die das, was in mir Ich sagte, ohne mich hochwarf in einer so primitiven Lebensgier, dass sie fast nichts mehr mit mir selbst zu tun hatte. Wo war meine Resignation geblieben? Wo mein Misstrauen? Wo meine jammervoll konstruierte künstliche Überlegenheit? Ich wusste es nicht mehr.

Ich drehte mich um und sah vor mir die Frau, die vorher geweint hatte. Sie hatte jetzt ein rothaariges Kind an der Hand, das eine Banane aß.

»Was hat man Ihnen getan?«, fragte ich.

»Sie wollen mein Kind nicht hereinlassen«, flüsterte sie.

»Warum nicht?«

»Sie sagen, es wäre –« Sie zögerte. »Es ist zurückgeblieben«, erklärte sie dann eilig. »Aber es wird sich erholen! Nach allem, was wir mitgemacht haben! Es ist kein Idiot! Es ist nur zurückgeblieben! Es wird sich erholen! Sie müssen ihm Zeit lassen! Es ist nicht geisteskrank! Aber die drinnen glauben es nicht!«

»War ein Arzt dabei?«

»Das weiß ich nicht.«

»Sie müssen einen Arzt verlangen. Einen Spezialarzt. Er wird Ihnen helfen.«

»Wie kann ich einen Spezialarzt verlangen?«, murmelte die Frau. »Ich bin arm.«

»Sie müssen es beantragen. Man kann das hier.«

Der Junge legte die Schalen der Banane, die er gegessen hatte, sauber zusammen und steckte sie in die Hosentasche.

»Er ist so ordentlich«, flüsterte die Mutter. »Sehen Sie nur, wie ordentlich er ist! Wie kann er da verrückt sein?«

Ich sah den Jungen an. Er schien seine Mutter nicht zu hören. Seine Unterlippe hing herunter, und er kratzte sich in den leuchtenden Haaren. Die Sonne schien durch seine Augen, als wären sie aus Glas. »Weshalb wollen sie ihn nicht hereinlassen?«, murmelte die Mutter. »Er ist doch noch ärmer als die anderen.«

Es gab keine Antwort darauf. »Sie lassen viele herein«, sagte ich schließlich. »Fast alle. Jeden Morgen werden welche entlassen. Sie müssen nur Geduld haben.«

Ich verachtete mich, während ich das sagte. Ich spürte, dass ich mich drücken wollte vor diesen Augen, die in ihrer Not zu mir aufblickten, als hätte ich wirklich einen Rat. Ich hatte keinen. Verlegen griff ich in die Tasche, holte etwas Geld hervor und drückte es dem teilnahmslosen Jungen in die Hand. »Hier, kauf dir etwas dafür!«

Es war der alte Aberglaube der Emigranten; der Versuch, das Schicksal zu bestechen durch eine törichte Geste. Ich schämte mich ihrer sofort. Eine Groschenmenschlichkeit gegen meine Freiheit, dachte ich. Was noch? Kam mit der Hoffnung bereits ihre korrupte Zwillingschwester, die Angst? Und ihre noch schmierigere Tochter, die Feigheit?

Ich schlief schlecht in dieser Nacht. Ich stand lange an den Fenstern, hinter denen das Nordlicht New Yorks zuckte und flimmerte, und dachte an mein zerbrochenes Leben. Gegen Morgen hatte ein alter Mann einen Schwächeanfall. Schatten huschten aufgeregt um sein Bett. Jemand suchte nach Nitroglycerin. Der alte Mann hatte seine Schachtel verloren. »Er darf nicht krank werden«, wisperten die Angehörigen. »Sonst ist alles verloren! Er muss morgen früh wieder aufstehen können!« Sie fanden die Schachtel nicht; aber ein melancholischer Türke mit einem langen Schnurrbart half ihnen aus. Der alte Mann konnte sich am Morgen wieder in den Tagessaal schleppen.